Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1908)

Artikel: Die Bahnhof-Konkurrenz in Lausanne
Autor: Baur, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751138

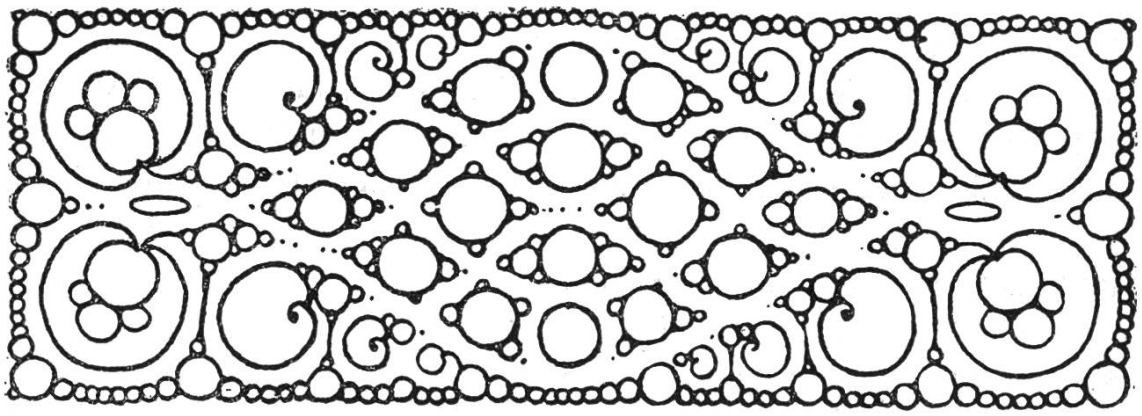
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



DIE BAHNHOF-KONKURRENZ IN LAUSANNE.

Ein Kunstverein stellt sich andere Ziele als Bilderausstellen, Bilderkommentieren, Bilderankaufen. Er erkennt, dass es andere Kunst gibt, als die man Sonntags Morgen auf dem Museum und in Weihestunden zu Haus im stillen Kämmerlein auskostet. Die Kunst der Öffentlichkeit, die uns auf Markt und Strasse, bei jederlei Handel und Wandel umgibt. Die Kunst, die wie keine andere den Charakter des Einzelnen und des Volkes emporzieht, abklärt und auch schildert. Die die Natur veredeln kann und verschandeln, je nach ihrer Art. Die die Stätten der Kultur würdigen oder jeder äussern Bedeutung entkleiden kann. Mit einem Wort: die Architektur im weitesten Sinne, der Städtebau.

Das ist geschehen in St. Gallen, wo sich der Kunstverein mit andern Vereinen zusammentat, um die Probleme zu besprechen, die gelöst werden müssen, wenn die Stadt eine ästhetisch und praktisch einwandfreie Bahnhofanlage bekommen soll. Und es scheint, dass man auf gutem Wege ist. Es soll ein geschlossener Platz geschaffen werden, den eine Architektur umkränzen soll, die frei von jeder akademischen Fessel, schlicht und markig, heiter und wohlgegliedert, der Art des Volkes entsprechen, und Natur und Stadtbild sich anschmiegen soll.

Das ist ein Ereignis von symptomatischem Wert. Es beweist, dass die Baukunst wieder die Rolle übernehmen wird, die ihr gebührt, als Kunst aller Künste, über die jeder Gebildete seine Meinung haben muss; die unter der Kritik der öffentlichen

Meinung stehen soll, damit sie weder in scholastische noch in administrative Verknöcherung verfalle. Und das ist die Art, wie man im demokratischen Staat der Bundes-Architektur, wie sie sich leider heute darstellt, zu Leibe rücken kann; die einzige wohl, die, wenn vielleicht auch nicht heute schon, so doch nach und nach sichern Erfolg verbürgt.

Solches geschieht im Osten des Landes. Im Westen, in Lausanne, das vor kurzem auch seine Bahnhof-Konkurrenz erlebt hat, blieb man kalt, wenn auch ein Mitarbeiter der „Gazette de Lausanne" bezeugt, dass die Ausstellung der Projekte stark besucht und lebhaft kommentiert war. Es ist merkwürdig: je mehr man in literarischen Kreisen der welschen Schweiz zum Bewusstsein kommt, dass wir in der Schweiz leben und nicht in Frankreich, um so zäher bleiben die dortigen Architekten — wir gedenken zwar einiger hoch zu wertender Ausnahmen — bei der Überzeugung, dass sie in Frankreich leben und nicht in der Schweiz. Und das Publikum ist derselben Meinung. Es ist dazu erzogen worden, die Baukunst als etwas rein Akademisches anzusehen; was da der Mann vom Fach leistet, dem hat sich der Laie blindlings zu unterwerfen.

* * *

Der Haupteindruck, den man von der Ausstellung der Projekte für den Bahnhof Lausanne davontrug, war der einer unerschütterlichen Langeweile. Wenig, sehr wenig Projekte, die einem irgend etwas zu sagen hatten. Die architektonische Mittelmässigkeit der ganzen Welt schien sich Rendez-vous gegeben zu haben. Nicht, dass auch einige gute Entwürfe dagewesen wären, dass auch einige wenige gute Architekten sich beteiligt hätten; aber es fehlte am Schwung der innern Schaffensfreude, die Ideen übermittelt und Formen gebiert. Und das ist die Schuld der Direktion der eidgenössischen Bauten. Selbstverständlich ist es für jeden, der auf irgend einem Gebiete künstlerisch tätig gewesen ist: der Architekt muss selbst sein Werk ganz erzeugen; Gesamtdisposition, Raumgestaltung und Zierat muss alles aus einer schöpferischen Tat hervorwachsen. Wird aber der Grundriss vorgeschrieben, wie es in diesem Fall — hoffen wir, es sei endlich zum letztenmal — geschah, so ergeben sich daraus die Räume,

und durch diese ist die Fassade bedingt. Dem Architekten bleibt also nicht viel mehr übrig als die Dachgestaltung und der Fassadenschmuck. Er wird zum blossen Tapezierer degradiert, zum Dekorateur, der seine Schnörkelchen an ein vollendetes Werk kleben darf. Das ist für gute Architekten nicht gerade anziehend. Um so mehr für die Mittelmässigkeit.

Bei einer solchen Konkurrenz obzusiegen, ist keine grosse Schwierigkeit. Es handelt sich lediglich darum, den Liebhabereien und Vorurteilen der Mehrheit der Preisrichter entgegenzukommen und ja nichts zu tun, was wider deren Geschmack wäre. Bei wirklichen Architektur-Konkurrenzen ist es oft vorgekommen, dass Preisrichter der alten Schule modernen Architekten Preise zugeteilt haben und umgekehrt, überzeugt durch die gute innere Lösung. Manches harte Vorurteil wurde so überbrückt. Das ist natürlich in einer Jury nicht möglich, die nichts anderes zu tun hat, als sich über Détails zu streiten.

Die Lausanner Architekten kannten die Zusammensetzung des Preisgerichts und richteten sich danach. Zwei inmitten der „Bundes-Architektur" gross gewordene Bahningenieure, mit gegen gesunde Bauformen verhärtetem Gemüte, ein Hotelarchitekt, der die Schweiz mit Hotelkästen geschmückt hat, die einem jede Bergwanderung verärgern können; dazu ein Architekt von Bern, der in seinen letzten Werken den Forderungen der neuen Schule gerecht worden ist, und ein Staatsrat von Neuenburg, der schon mehr als einmal der Moderne verständnisreiche Sympathie bewiesen hat. Dieser zwei war man nicht sicher; dafür bildeten die drei ersten eine Majorität, auf deren Geschmacksrichtung man sich verlassen konnte. Und Ecole des Beaux-Arts ward Trumpf! Um das Spiel zu gewinnen, gab es ein unfehlbares Mittel: man brauchte als Zeichner Schüler der Ecole des Beaux-Arts. Und so verschrieb man sich denn Pariser Architekturzeichner, ganze Horden, die sich zur Bearbeitung der Konkurrenz auf die Bureaux der künftigen Preisgewinner verteilten, um nachher wieder ebenso rasch zu verschwinden.

Diese Franzosen haben ihre Aufgabe nicht schlecht erfüllt. Namentlich wussten sie Schaubilder zu zeichnen, wie man sie bei uns selten sieht, und die jeden Laien berücken. Sollten sie auch; bestand doch die Majorität minus eins des Preisgerichts aus

Laien. Da sah man schöne Stimmungsbilder mit prächtigen Wolkenzügen, Winterlandschaften, bei denen weisse Häuser aus grauer Nebelluft hervorstechen, Abendstimmungen mit allen möglichen „gesprenkelten Himmelserscheinungen". Nur der Versuch, diese Pariser-Architektur unserer Natur und unserer traditionellen Bauart anzupassen, ist nicht gewagt worden. Warum, liegt auf der Hand.

Statt dieser Schaubilder, die einen imaginären Platz mit imaginären Bäumen vortäuschen und das Gebäude so darstellen, wie es in Wirklichkeit nie aussehen würde, sollte man eine Ansicht der weitern Umgebung, eine Photographie mit dem eingezeichneten Projekt verlangen. Nur so kann man der Gefahr begegnen, das Stadtbild auf Jahrhunderte hinaus zu verderben. Das wäre auch weit vernünftiger als die geforderte Détailzeichnung von 1 : 50, die bei Schülern berechtigt wäre, für Architekten aber etwas direkt Beleidigendes hat, und von der die Sage geht, dass sie auf einigen Bureaux im Vorrat gehalten sei, um bei jeder Konkurrenz von neuem eingereicht zu werden.

Mit der traditionellen Bauart hat es allerdings in Lausanne seine eigene Bewandtnis. Die wenigen Gassen, wo noch im 18. Jahrhundert — noch Älteres ist ziemlich selten — gut gebaut worden ist, liegen weit vom Bahnhof ab, und die neuen Quartiere sind im internationalsten, rasselosesten und unbedeutendsten Stil gebaut, den man sich denken kann. In wenig Städten hat das 19. Jahrhundert so gewütet wie in Lausanne. Und dabei denke ich nicht einmal an die Spekulationsbauten, die überall gleich scheusslich sind. Ich denke an die staatlichen Bauten, und nenne als die hervorragendsten und scheusslichsten zugleich: das Bundesgericht, die Universität, die Post und die Kantonalbank. Die alle sind fremd, meist ohne schöne Verhältnisse noch edlen Linienfluss, und namentlich die drei letztgenannten aus landfremdem Material gebaut. Dieser gelblich-weisse Savonnièrestein stimmt so wenig zum Grün unserer Landschaft wie das Violett dieser Schieferdächer. Nun erklärt man aber gerade diese Bauten als die Tradition, an die man sich halten müsse. Sie sollen den Bau-Charakter der Stadt ein für allemal festgelegt haben. Ihnen wird das Schöne geopfert, was noch in Lausanne ist: die Grenelle muss zum Beispiel dem Palais de Rumine zum Opfer fallen.

Und was Neues gebaut wird, soll ihnen angeglichen werden. Sieht denn Lausanne von Distanz gesehen nicht schon hässlich genug aus in seiner Farbendisharmonie von schmutzig-gelb-weiss, violett und grün, und mit seinen so gekünstelten und doch so prosaischen Dächern? „Ouvrons les yeux!“ Wäre jetzt nicht der Augenblick gekommen, die schlechte Bautradition zu brechen, die sklavische Abhängigkeit von Paris zu lösen?

Es ist seltsam, dass man in der welschen Schweiz noch so wenig einsieht, dass die Kunst der Ecole des Beaux-Art in ihrer theatralisch prunkenden Art nicht mit dem gesunden Tatsachensinn, der kalvinistischen Denkart und Moralpsychologie und der warmblütigen Heiterkeit des welschen Schweizers in Einklang zu bringen ist. Ich bin überzeugt, dass der Augenblick, wo der Waadtländer und Genfer sich auf sich selbst besinnt, wo er sich überzeugt, dass Baustil und Rasse eins sein muss, auch das Ende des Pariserstils, oder sagen wir lieber der Pariser Stillosigkeit bedeutet.

Einstweilen ist das noch nicht der Fall, und Publikum und Presse nehmen das Urteil der Jury ruhig hin. Lausanne wird seinen französischen Provinzbahnhof bekommen; nichts wird dem von Westen Angekommenen sagen, er sei hier in einem andern Land. Und das wird geschehen, wenn irgend eines der prämierten Projekte, die wir kurz schildern werden, zur Ausführung gelangt.

* * *

Was also diese Projekte von einander unterscheidet, ist Dachbildung und Fassadenschmuck. Der erste Preis, ein Entwurf der Firmen Taillens et Dubois und Monod et Laverrière, zeichnet sich durch ein langweiliges, sargdeckelförmiges Schieferdach ohne jede Gliederung aus, das erst hinten an der Mauer ansetzt. Der Mittelbau gleicht der Theater-Fassade eines französischen Provinzstädtchens; die Mauer der Vorderfront ist weiter hinauf geführt als die der Seitenfronten, so dass er ästhetisch aus dem Gleichgewicht gebracht wird; alles ist nach akademischem Rezept nur für die Wirkung von vorn berechnet. Die Hinterfassade zählt etwa vierzig Lukarnen, ohne dass man versucht hätte, irgend welchen Rhythmus hineinzubringen. Die Eingänge an den Seitenflügeln sind breite, formlose Rechtecke, die wie Löcher wirken. Eine Freiheit haben sich diese Firmen gegen-

über den offiziellen Grundriss gestattet: die Eingangshalle wurde um einen rechten Winkel abgedreht, so dass ihre Längsaxe mit der Fassade verläuft. Nun frägt es sich, ob dann die Jury berechtigt war, einen Preis zu geben; war doch die strikte Erfüllung des Grundrisses als Bedingung gestellt worden. Hätten die andern Konkurrenten gewusst, dass sie solcher Freiheit teilhaftig wären, sie hätten vielleicht besseres leisten können.

Die gleichen Firmen haben auch den dritten Preis erhalten mit einem Entwurf, der weniger konventionell und in seiner ganzen Gliederung energischer und zugleich harmonischer ist. Ein gewisser Einfluss der Moderne ist hier nicht abzustreiten. Schade, dass das Détail wieder ganz dem alten Formenschatz entnommen ist.

Das Projekt der Gebrüder Brazzola, das den zweiten Preis erhalten hat, fällt durch ein wunderschönes Schaubild in die Augen. Der Mittelbau ist auf konventionelle Art behandelt, aber sehr korrekt in seinem Aufbau und von untadeligen Proportionen. Das schlauchartige Dach hingegen, das den Bahnhof von weitem und von der Höhe wie eine riesige Raupe würde erscheinen lassen, könnte dem Stadtbild sehr gefährlich werden. Es ist mit diesen Schülern der Ecole des Beaux-Art immer dasselbe: sie behandeln jeden Bau als Schulaufgabe, ohne Rücksicht auf seine Lage, und verpflanzen ohne weiteres in die Hügelstadt am Fuss der Alpen, was in der Ebene nicht hässlich sein mag.

Der dritte Preis ex aequo von Chessex et Champorel gleicht dem zweiten so sehr, dass man sie schon genau auseinanderhalten muss. Der Mittelbau unterscheidet sich dadurch von ihm, dass die Uhr ohne jede Bindung mitten in einer Glaswand hängt, ein Fehler, den Gebrüder Brazzola vermieden haben. Das Dach, aus dem der riesige Bogen des Mittelbaues aufsteigt, ist flach, eine langweilige und unserer Gegend durchaus nicht angepasste Lösung.

Warum das unruhige, theatralisch aufgeputzte Projekt von Thévenaz den vierten Preis erhalten hat, wird man später aus dem Gutachten der Jury ersehen können. Einstweilen ist uns das ein Rätsel. Namentlich der Mittelbau ist durchaus unarchitektonisch und wird auch kaum unter den Bewunderern der akademischen Schule Freunde finden.

Am fünften Preis haben Couvet in Neuenburg und Meyer in Lausanne zusammen gearbeitet. Ist das vielleicht der Grund, dass die einzelnen Teile durchaus nicht in Einklang zu bringen sind?

Auch der Grossteil der Nicht-Preisgewinner hat sich nach dem alten Schema in bald pompöser, bald süsslicher Operettenarchitektur versucht. Doch sind noch einige Projekte zu erwähnen, die von freierem Streben zeugen. Das eine ist in der Bernerarchitektur des 18. Jahrhunderts gehalten, wie sie etwa das Kornhaus darstellt. Es ist jedoch nicht das speziell Bahnhofmässige erreicht worden; als Post wäre das Gebäude vielleicht nicht übel. Wo neue, dem 18. Jahrhundert fremde Probleme gelöst werden mussten, wie bei den breiten Seiteneingängen, versagte die Kunst des Architekten vollständig.

Besser ist ein mit Ehrenmeldung bedachtes Projekt mit dem Motto „Ouvrons les yeux", das auf das Buch von Fatio hinweist, welches mehr als diese Zeilen geeignet wäre, den Blick der welschen Architekten auf die Schönheiten altheimischer Bauart zu weisen. Es kamen hier namentlich beim Mittelbau Motive vom Lausanner Stadthaus und vom Zeitglockenturm Bern zur Verwendung, ohne dass der Entwurf den Charakter eines Bahnhofes verlieren würde. Ähnliches versucht ein mit einer Lokomotive bezeichnetes Projekt, das sich, wie im Begleitschreiben selbst gesagt wird, an das Landesmuseum anzulehnen versucht. Auch hier erkennt man sofort den Bahnhof. In beiden Projekten ist keine Kathedralengothik noch Rathaus-Architektur; es sind schlichte, fast selbstverständliche Motive altschweizerischer Baukunst, die entwickelt wurden, und die, da sie sich bei Nutzbauten entwickelt haben, auch beim modernen Nutzbau des Bahnhofes verwenden lassen. Ich kann mir nicht denken, warum die Jury gerade dem bessern der beiden Projekte, das die grössere Geschlossenheit und Einheit der Auffassung zeigt, keine weitere Beachtung geschenkt hat. Es liegt doch bei beiden sichtlich das Bestreben vor, durch Verwertung alt-einheimischer Bauart einen nationalen Stil auferstehen zu lassen, und das Gebäude durch Materialien, die unserer Natur entnommen sind, unserer Natur anzupassen.

* * *

Ein Ziel haben unsere Architekten, wenigstens die bessern fast alle, erreicht: das wohnliche Einfamilienhaus. Das haben nicht nur die Konkurrenz des „Heimatschutz“ und verschiedene Preisausschreiben für Angestellten- und Arbeiterhäuser bewiesen, das beweisen auch recht viele Häuser, die schon in allen Gauen unseres Landes erstellt sind. Und diese Reform ist ziemlich neu. Ihr liegt die Einsicht zugrunde, dass in allen Gegenden nur das alt-eingesessene Bauern- und Bürgerhaus sich schön in die Natur einschmiegt, und dass man ihm nacheifern muss. In dieser kurzen Zeit sind noch wenig Monumentalbauten erstellt worden. Je mehr aber der heimatliche Stil beim Wohnhaus überhand nimmt, um so grösser wird die Kluft, die es von Monumentalbauten scheidet, wie sie die preisgekrönten Entwürfe für den Bahnhof Lausanne darstellen. Was das ästhetisch unvermögende 19. Jahrhundert schuf, wird jedermann ein Ärgernis sein und bleiben. Warum also bei der Bauart verharren, die in fremdem Material fremde Ideen ausdrückt und die in unserer Natur durch Stoff und Form ein Fremdkörper bleibt? Warum nicht schweizerisch bauen, auch in Lausanne? Warum nicht einer Behörde, die für den künstlerischen Ausdruck schweizerischer Eigenart keinen Sinn hat, beweisen, dass wir nicht in der Autokratie wohnen?

Den Architekten, die sich an der Konkurrenz beteiligt haben, machen wir keinen Vorwurf. Sie haben bewiesen, dass sie vollständig erreicht haben, wozu man sie erzogen hat: die vollendete Darstellungskunst und die Beherrschung des akademischen Formenschatzes. Auch daraus ist ihnen kein Vorwurf zu machen, dass sie im offiziellen Stil gearbeitet haben. Denn schliesslich beteiligt man sich an einer Konkurrenz, um womöglich seine Projekte ausführen zu dürfen. Und das kann man nur, wenn man sich dem Geschmack der eidgenössischen Baudirektion unterwirft; das weiss jeder Architekt.

Die Direktion der eidgenössischen Bauten wird aber ihre Haut nicht wechseln, bis die vorgesetzte Behörde einsieht, dass das Land durch die Rückständigkeit Einzelner nicht nur in seiner Schönheit geschädigt wird, und bis sie sich gezwungen sieht, die grosse Reinigung vorzunehmen.

ZÜRICH. DR ALBERT BAUR.

□□□